

Nr. 60. — Bromberg, den 15. März — 1934.



Roman von A. Schöneberg.

(8. Fortsetzung.) ———

Mara kannte die Eigenart des Negers, nie das Ding, das er meinte, unmittelbar zu nennen, nie die Frage, die er zu stellen beabsichtigte, ohne Umschweife zu tun, sondern stets auf Umwegen sein Ziel zu erreichen.

„Wir stehen am Vorabend gewaltiger geschichtlicher Ereignisse, Herr Präsident!"

„Die Weltenuhr, mit deren Zeiger die Geschichte weiterschreitet, hat nie still gestanden und wird nie still stehen", lautete die diplomatische Antwort.

Die unerschütterliche Ruhe des schwarzen Diplomaten reizte die Fürstin. Rasch fuhr sie fort: „Es werden sich Dinge ereignen, Dinge, die Sie betreffen, Ihren Staat, Afrika, die gesamte schwarze Welt. Dinge von unerhört einschneidender Bedeutung! Mirambo, hören Sie!"

„Ich höre, gnädige Frau! — Und ich weiß. Wir — unsere Staatsmänner, unsere Vertreter wissen viel, vielleicht alles. Selbst die geheimnisvollste Politik ist durchsichtig. Wir werden allen Ereignissen zu begegnen wissen. — Trotzdem, gnädige Frau, bin ich Ihnen sehr verbunden, für Ihre freundliche Aufmerksamkeit. Wir werden wachsam sein!"

Ruhig, fast gleichgültig sprach der Fürst. Doch Mara wußte, daß dieses Verhalten nur Maske war, daß unter der Decke der Konvention die Glut und der Fanatismus des heißblütigen Aquatorianers loderte und — — — die Liebe zu ihr, dem weißen Weibe. Die Glut zu schüren, sie bis zur Flamme zu entfachen, das mußte ihre nächste Aufgabe sein. Weich mußte dieser Mann in ihren Händen werden wie Wachs, daß sie mit ihm spielen könnte wie mit einem gefügigen Hündchen.

„Sie sind ein schrecklicher Mensch, Mirambo. Man meint es gut mit Ihnen, aber Sie machen es einem sehr schwer. Sie verstehen und wollen nicht verstehen."

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, hochverehrte Frau! Nichts schmerzt mich mehr, als von Ihnen mißverstanden zu werden."

„Warum reden Sie dann zu mir, als ob der diplomatische Vertreter der Europäischen Union vor Ihnen säße?! — O, Sie haben kein Vertrauen zu mir, Sie lassen mich nicht teilhaben an Ihrem Fühlen und Wollen! Obwohl Sie wissen, wie sehr meine Sympathien auf Ihrer Seite sind — meine Sympathien und ... meine Arbeit!"

„Ich schätze mich glücklich, gnädige Frau, Sie auf unserer Seite zu finden!"

„Wahrhaftig, ein Glück!"

Mirambo sah die Fürstin fragend an.

„Nun, die Leute der S. D. F. sind Stümper und Scharlatane. Sie hätten ehrsame Familienväter werden sollen und nicht Geheimagenten! Sie haben mir in Tetuan schlechte Erkundigungsdienste geleistet, mich beinahe in die Verbannung gebracht. Ihre Informationen waren falsch. Das Abenteuer wäre verhängnisvoll für mich ausgelaufen, wenn nicht ... ah, unser guter Isenhardt ist ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Wahrhaftig, er ist unter den Männern seiner Zeit in erster Linie der Beachtung wert! Finden Sie nicht auch, Herr Präsident!"

Ah, der Hieb hatte gesessen! Die braune Haut des Fürsten glühte dunkel auf unter einer Blutwelle. Seine Augen sprühten ihr wild entgegen. Er kannte Maras Geschichte sehr genau.

Mara fuhr unbekümmert fort: „Ihre Leute, mein lieber Fürst, haben einen harmlosen Dummen-Jungen-Streich unternommen, aber keine Sprengung. Sie haben lediglich den Erfolg gesichert, daß die S. S. C. neues Beweismaterial für die Tätigkeit der schwarzen Spionage in die Hände bekam. Lassen Sie diese Leute instruieren, daß die Siedlungskompanie keine Heilsarmee ist. Die aufgewendete Mühe wäre wieder vollständig zwecklos gewesen, wenn ich nicht selbst ..."

Die Fürstin erhob sich. Auch Mirambo sprang überrascht auf.

„Sie selbst? ... Unmöglich ..."

Sie lachte ihm übermütig ins Gesicht. „Ich selbst ... warum nicht? Halten Sie mich für eine alte Großmutter, die zum Spinnrocken paßt!?"

„Gewiß nicht ... aber Sie sollten trotzdem nicht .... nein, Mara, Sie dürfen sich solche Gefahren nicht aussetzen! Hören Sie! Sie dürfen es nicht! Und sei das Ziel noch so lockend. Es reicht doch nicht an den Einsatz heran."

„Sie befehlen mir wie einem Ihrer Untertanen, Mirambo? — Wer will mich hindern, das zu tun, was mir zu tun beliebt?!"

„Befehlen?! — Niemand befiehlt Ihnen, teuerste Mara! Aber ich bitte Sie inständigst, abzulassen von diesen tollkühnen Unternehmungen. Ich flehe Sie an, mischen Sie sich nicht mehr in solche Angelegenheiten. Lassen Sie Männer handeln, wo Männer handeln müssen. Es wäre mir ein unerträglicher Gedanke, Sie verurteilt, bestraft zu sehen, Sie zwischen dumpfen Gefängnismauern zu wissen."

Die Fürstin Mara Marasczinski triumphierte. Der Augenblick war gekommen, wo sie den schwarzen Fürsten zum gefügigen Werkzeug ihrer Rachepläne machen konnte.

Aus halb hinter den Lidern verdeckten Augen sah sie ihn lange schweigend an. Wie unbeabsichtigt griff sie nach seiner Hand. „Setzen Sie sich dorthin, Fürst, zum Fenster! Ganz ruhig, ganz gehorsam! Ich will Ihnen etwas zeigen."

Die Fürstin trat zur Wand, öffnete irgendwie einen unsichtbar eingebauten Tresor, entnahm ihm eine Mappe und legte sie vor dem Fürsten auf den Tisch nieder. Schweigend breitete sie die Skizzen, Pläne, Berechnungen, Messungen vor ihm aus.

„Sahara-Süd!" sagte sie.

Schweigend sah der Schwarze Blatt um Blatt! Seine Hände zitterten, wenn er die Blätter wendete.

„Was sagen Sie dazu, Fürst?"

„Ah . . . Sie wagen es . . . uns, einer geeinten afrikanischen Nation? . . . El Djuf . . . Gebiete, die in derZukunft Milliarden wert sind . . . die uns gehören nach Natur und Geschichte? . . . Raub ist es, glatter Raub . . . Diese Pläne, die Berechnungen . . . wunderbar ausgeklügelt . . . nicht brauchte der Name Isenhardt darunter zu stehen . . . Isenhardt!"

Mühsam zwang Mirambo sich zur Ruhe. Langsam tropften die Worte von seinen schmal gewordenen Lippen: „Diese Dokumente . . . Fürstin, Sie werden sie uns überlassen wollen . . . Unschätzbare Werte . . . bergen sie für uns . . . Wir werden sie zu würdigen wissen, meine Hand darauf . . . Sie brauchen bloß . . . Ihre Forderung, Fürstin . . ."

„Geld, Mirambo? Sie wollen mir Geld bieten? . . . Mir? . . . die ich mein Leben einsetzte . . ."

„Verzeihung, Herrin, Verzeihung . . .!" stammelte der Mann verwirrt.

„Nur einen Preis können Sie mir anbieten. Nur eins kann diese Dokumente aufwiegen!"

„Und dieses eine ist?"

„Rache!"

„Isenhardt?"

„Er selbst, hier zu meinen Füßen! Gedemütigt, geschlagen, vernichtet! Hier will ich ihn sehen! Hörst du, ich will!"

Mara Marasczinski war in diesem Augenblick nicht mehr die Dame der Gesellschaft, die den Präsidenten der USA-Afrika in ihrem Salon empfing, sie war die Herrin, die ihrem Sklaven einen Befehl erteilte. Mit erhobener Hand stand sie vor ihm, und er achtete nicht der herrischen Gebärde, hörte nicht einmal das gebieterische Du, das jeder Weiße dem Schwarzen gegenüber als selbstverständlich fand.

„Ihr Wille ist für mich Befehl, Herrin! — — — Isenhardt! — — Der Preis ist hoch, unendlich hoch. Das bedeutet Krieg. Kampf zwischen Weiß und Schwarz. Kampf!"

„Der Lohn wird nicht ausbleiben, Mirambo!"

Tief neigte sich der Schwarze über die Hand der schönen Frau, sie lange und fiebernd an die Lippen drückend. Dann schritt er, sich an der Tür noch einmal tief verneigend, aus dem Gemach.

*

Generaldirektor Dr. Waldheim als Präsident des geschäftsführenden Direktoriums hatte die Sitzung des Verwaltungsrates nach Tetuan anberaumt. Nicht nur sämtliche Mitglieder des Verwaltungsrates, sondern auch der Aufsichtsrat hatten sich vollständig eingefunden. Das Direktorium hatte es für gut befunden, die Verantwortung für diese weitgehenden Beschlüsse auf möglichst viele Schultern zu legen.

Sofort nach Begrüßung der Erschienenen kam der Vorsitzende zur Sache: „Als erstes mache ich Sie, meine Herren, mit dem Mißerfolg bekannt, den unsere Bemühungen um friedliche Übernahme des Gebietes S—Süd erlitten haben. Auch der größte Optimist wird nunmehr erkannt haben, daß an eine Übernahme infolge Pacht- oder Kaufvertrages niemals zu denken ist. Die Schwarzen haben uns eine so unverblümte Antwort gegeben, daß es zwecklos ist, weiter mit ihnen zu verhandeln. Sie, meine Herren, haben mir die Ansichten der von Ihnen vertretenen Aktiengruppen bzw. der Ihnen nahestehenden politischen Regierungen in ausführlichen schriftlichen Referaten zukommen lassen, wofür ich Ihnen ganz besonders dankbar bin. Fast sämtliche Herren haben der weiteren Ausdehnung unseres Kolonisationswerkes vorbehaltlos zugestimmt. Auch gegen die Höhe des Kapitalaufwandes wurden wesentliche Einwendungen nicht erhoben, denn die wirtschaftliche Ertragssicherheit des Objektes steht außer jedem Zweifel."

„Die Kapitalbeschaffung, meine Herren", erklärte Dr. Waldheim, „dürfte ebenfalls nicht auf Schwierigkeiten stoßen. Ich bringe in Vorschlag, für den Betrag von 20—25 Milliarden Dollar eine öffentliche Anleihe in den europäischen und nordamerikanischen U. S. aufzulegen. Wir stehen nämlich vor der Notwendigkeit, die interessierten Länder noch stärker als bisher mit unserer Gesellschaft zu verbinden. Aus welchem Grunde, werden Sie sofort erkennen. Herr Chefingenieur Isenhardt hat das Wort."

Ein unwilliges Raunen ging durch die Versammlung. Diesen Isenhardt ritt der Teufel! Kaum glaubte man, das verlorene Gleichgewicht wiedergewonnen zu haben, kam der Herr schon wieder mit neuen Plänen, Forderungen, Notwendigkeiten.

Es wurde so still im Raum, daß man das etwas beschwerliche Atmen einiger Herren, deren Körperform infolge falscher Kalorienberechnung ihrer Küchenchefs um einiges von der schlanken Linie abgewichen war, als laut und störend empfand.

Isenhardt stand eine Weile unschlüssig. Es war schwer, das zu sagen, was er zu sagen hatte. Und — fiel er selbst wirklich keiner Täuschung zum Opfer? Waren seine Nachrichten wirklich zuverlässig?

Er hatte sich mit diesen Fragen in langen, schweren Stunden auseinandergesetzt und seine Antwort gefunden. Aber hier in letzter Sekunde, vor dem entscheidenden Augenblick, überfielen die Zweifel ihn erneut.

Sein Körper straffte sich. Dann sprach er ruhig, fast gleichgültig: „Meine Herren, der Krieg der Schwarzen gegen uns ist beschlossene Sache!"

Eine Bombe mitten in der Versammlung hätte kaum aufregender wirken können. Nur die wenigsten der Herren saßen nach dieser Eröffnung noch auf ihren Plätzen.

„Unmöglich!" — „Woher beziehen Sie derartige Informationen?" — „Das grenzt an Erfindung!" — „Unverantwortlich, solche Gerüchte in die Welt zu setzen!"

Die Rufe und Meinungen schwirrten durcheinander.

Isenhardt stand schweigend. Wie sollte er seine Behauptung diesen Männern erklären? Wie sagen?

Konnte er sagen: Ein Weib stachelte aus Haß gegen mich den schwarzen Präsidenten auf? Nein! Sie brauchten ebenso wenig zu wissen, daß er einen Privatagenten in den Bungalow der Fürstin Marasczinski „Traumland" eingeschmuggelt hatte, der jeden ihrer Tritte belauschte. Es wäre Verrat am Leben dieses Mannes gewesen, sofern er nur einen Ton hiervon verlauten ließe.

Es dauerte lange, bis der Präsident Ruhe geschafft hatte. Stockend begann Isenhardt zu sprechen. Er war kein guter Redner, und in dieser schwierigen Situation fehlten ihm fast die Worte. „Einer von Ihnen, meine Herren, rief mir zu: „Das grenzt an Erfindung!" — Ich nehme an, daß damit gesagt sein sollte, ich sei falsch unterrichtet und nicht wissentliche Unwahrheit die Triebfeder zu meiner Erklärung."

„Natürlich! Deuteln Sie doch nicht an Worten, die in der Erregung gesprochen werden!" meldete sich der Urheber.

„Nein, ich will nicht von der Sache abweichen. Nur das sage ich Ihnen im voraus: Ich kann meine Behauptung nicht beweisen."

„Das ist stark!"

„Aber ich schwöre Ihnen, so wahr ich an dieser Stelle stehe — ich besitze die unumstößliche Gewißheit, daß meine Worte den Tatsachen entsprechen!" — Isenhardt hatte unwillkürlich die Hand erhoben, als leiste er vor Gericht einen Eid.

Wider Erwarten blieben die Gemüter ruhig.

„Und was weiter? — Wo hinaus soll das?" fragte eine klare Stimme.

„Das Siedlungswerk ist beschlossen, es wird ausgeführt, aber es ist — ungeschützt. Wir werden riesige Summen in diesem Werk investieren. Die Schwarzen warten nur darauf, es in dem Augenblick zu zerstören, wenn es uns Nutzen abwerfen soll. Sie lassen uns seelenruhig unser Kapital festlegen, in einem Augenblick, wo wir schon jeden Pfennig zu Abwehrzwecken . . ."

„Sagen Sie ruhig: Zu Kriegszwecken . . ."

„Nun gut — wo wir bereits jeden einzelnen Pfennig zu Kriegszwecken benötigten!"

„Wollen Sie damit sagen, daß wir besser nicht begönnen? Sind Sie heute Gegner Ihres Projektes?"

„Keineswegs! Ich will beides: Sicherheit und Siedlung! Aber erst die Sicherheit! Unsere ganze Sicherung im Süden der Sahara besteht aus einem starken Dutzend veralteter Forts, die im Falle eines Kampfes überhaupt nicht zur Geltung kommen, weil sie umgangen und überflogen

werden. Im übrigen war unsere beste Sicherung bisher die Wüste selbst, jener tausend Meilen breite Sandstreifen, der Kultur von Kultur trennte und einen überraschenden Angriff vollkommen ausschloß.

Unser Projekt umfaßt diesen Teil der Wüste. Wir werden ihn umwandeln in blühendes Gartenland. Es wird dann die Zeit kommen, da es keine öde Wüste mehr gibt, nur grünende, blühende, fruchttragende Wüste. Die blühende Wüste müssen wir sichern, ehe wir sie erstehen lassen. Unsere Sicherungsmaßnahmen werden von einer neuen, noch völlig unbekannten Art sein. Sie müssen sich von Chartum am Nil bis zum Kap Blanco am Atlantischen Ozean erstrecken, über eine Entfernung von rund 6000 Kilometern. Es wird eine außerordentliche Befestigungslinie sein, und aus diesem Grunde wird sie außerordentliche Mittel benötigen. Aber — das kann ich mit der gleichen Sicherheit voraussagen wie die Rentabilität der Neusiedlung — sie wird von absoluter Zuverlässigkeit sein. Sie wird nicht nur einen Angriff leicht verhindern, sie wird einen Krieg unmöglich machen. Ich, meine Herren, stelle durchaus keine Forderung, sondern weise Sie nur auf die Notwendigkeit und die technischen Grundlagen einer Verteidigung hin."

„Wir haben bisher nichts Technisches zu Gesicht bekommen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Zufalls.

Merkwürdige Fügungen des Alltags und die Frage nach ihrem Sinn.

Nach wirklichen Begebenheiten dargestellt von Hans Wörner.

(Schluß.)

Zufall am Fernsprechautomaten.

Wenn Sie gestatten, möchte ich als letzte in der Reihe meiner Schilderungen einen Fall darlegen, der den vorigen gegenüber den Vorzug hat, mit einer fröhlichen Verlobung zu enden, der keine allzulange und verwickelte Trennung voraufgegangen ist, bei dem niemand auch nur zum geringsten Schaden kommt, der aber als Form von Zufall seinesgleichen sucht. Es wird in diesem letzten Fall auch leicht sein, rundweg an eine freundliche Fügung zu glauben und von dieser Begebenheit, rückblickend auf die ganze Reihe der Schilderungen, viel von dem frohen Optimismus in das Endurteil hineinzuretten, den das Erlebnis meines Schulkameraden Kurt zu vermitteln vermag.

Mein Kurt, überhaupt ein rechter Glückspilz und mit der seltenen Fähigkeit begabt, aus allen mißlichen Stürzen immer und ewig auf die Beine zu fallen, wie eine Katze, verlobte sich, kaum zweiundzwanzig Jahre alt, mit einem für meine Begriffe ganz unmöglichen Mädchen. Es war fünf oder gar sechs Jahre älter als er, ich habe nie irgendwelche Vorzüge an der Dame zu entdecken vermocht, und obendrein versprach sie, meinen Kurt ganz energisch unterzukriegen. Wir waren drei junge Männer, die wir immer wieder überlegten, wie wir diese aussichtslose Sache zu Ende bringen, also diese dort drohende Heirat hintertreiben könnten; es wollte uns schon deshalb nicht gelingen, weil jene Frau mit einer unglaublichen Ausdauer über Kurt wachte. Sie belauschte uns, wenn wir mit ihm sprachen, sie wußte es oft genug so einzurichten, daß wir ihn erst gar nicht trafen. Kurt schien uns schon verloren zu sein. Trotzdem kam er dann ganz überraschend frei.

In dem Hause der Braut, die mit ihrer Mutter recht zurückgezogen lebte, tauchte eines Tages ein sehr hübsches und kluges Kerlchen auf, eine Pensionsfreundin von Kurts Braut, die auf der Durchreise mittags eintraf und am anderen Morgen wieder weiterreiste. Wohl um Kurt nicht zu sehr zu veranlassen, sich mit dieser hübschen Freundin zu beschäftigen, wurde für den einzigen Abend, an dem diese Gefahr bestand, eine ganze Reihe von jungen Männern eingeladen. Unter denen waren wir Dreie, die wir Kurt retten wollten.

Der Abend verlief ganz ereignislos. Kurt tanzte nur ein einziges Mal mit dem Besuch, schien ihn im übrigen kaum zu beachten. Auch uns anderen wurde nur wenig Gelegenheit gegeben, uns eingehender mit der Fremden zu unterhalten. Meistens hatte Kurts drohende Schwiegermutter sie in Beschlag. Am anderen Morgen reiste sie ab, und wir wußten nicht mehr als ihren Namen und die Stadt, in der sie arbeitete. Sie würde vermutlich nie wieder auftauchen, glaubte auch Kurt.

Und nun zeigte es sich, daß jenes meteorhafte Mädchen einen außerordentlichen Eindruck auf Kurt gemacht hatte. Er hatte ein einziges mal mit der Besucherin getanzt und ein paar belanglose Worte mit ihr gesprochen, trotzdem wollte sie ihm nicht aus dem Sinn. Immer wieder stellte er Vergleiche an, alle fielen sie zuungunsten seiner Braut aus. Ganz überraschend löste er die Verlobung, wir hatten ihm diese Energie schon gar nicht mehr zugetraut. Als er uns die für ihn und damit auch für uns glückliche Mitteilung machte, gratulierten wir ihm mit dem einstimmigen Voraussagen, daß er jetzt wohl sehr bald eine neue Verlobung feiern werde, eben mit jenem Mädchen.

Aber da standen wir vor Schwierigkeiten. Es gab nur eine einzige Stelle in der Welt, an der wir die Anschrift der Stuttgarterin erfahren konnten: im Hause der gewesenen Braut. Also war dieser Weg unmöglich. Eine Stuttgarter Auskunftei versagte ebenfalls, zumal wir den etwas komplizierten Familiennamen damals vermutlich auch nicht ganz richtig erfaßt hatten. Es schien drei Wochen lang so, als habe der Zufall jenes Mädchen zwar zur Retterin unseres Kurt, jedoch nicht aber zu seiner künftigen Frau bestimmt. Aber nach diesen drei Wochen war Kurt mit dem Mädchen verlobt!

Sein Vater hatte einen Geschäftsfreund in Stuttgart. Die Verbindung zwischen den beiden Häusern war keineswegs sehr rege, sogar seit einem ganzen Jahr überhaupt nicht mehr in die Erscheinung getreten. Trotzdem kramte Kurt den alten Schriftwechsel heraus, notierte die Anschrift und die Fernsprechnummer und setzte sich auf die Eisenbahn, um über dieses Stuttgarter Geschäft vielleicht irgendwie etwas über sein Ideal zu erfahren. Kein anderer als eben Kurt, konnte es fertig bringen, auf eine so unsichere Tour zu gehen. Aber er fuhr los.

Im Zuge freilich überlegte er sich, daß es sicherlich sehr schwierig sein würde, bei jenem Geschäftsfreund seines Vaters zunächst einmal als guter Bekannter aufzukreuzen, für den man schon mal etwas tut. Und außerdem war doch anzunehmen, daß jener Mann, rückte Kurt mit seinem Anliegen heraus, etwas Ähnliches sagen würde wie: Er kenne nicht alle hübschen Stuttgarterinnen persönlich. Kurt wurde durch diese Überlegungen aber nicht mutlos, er beschloß nur, recht vorsichtig zu Wege zu gehen. Er wollte jenem Geschäftsmann zunächst schon nicht mit der Tür in das Haus fallen, sondern ihn erst einmal vom Bahnhof aus anrufen. Er würde natürlich dann sagen, er sei zufällig in der Stadt, er hätte gerade eine Stunde Zeit, einen Gruß seines Vaters zu überbringen. Wie es mit einem Glas Bier wäre. Was man in solchen Fällen schon so sagen kann, eben! Er hatte also vor, sich ganz gemächlich in das Wohlwollen jenes Herrn einzuschleichen, und er wäre auch zufrieden gewesen, wenn er wenigstens einen hinreichenden Anknüpfungspunkt gefunden hätte, um ein anderes mal wiederzukommen und dann erst seine Suche nach dem Mädchen zu beginnen.

Kurt war sehr zufrieden mit seinem Plan, vermutlich hielt er sich, dieweil der Zug sich seinem Ziel näherte, für einen ausgemachten Erfolgsmenschen, der jedes beliebige Ding mit Geschick anzufassen versteht. Stuttgart, Kurt steigt aus, Fernsprechzelle, Zettel aus der Tasche, Telephonnummer des Geschäftsfreundes, Groschen in den Apparat, Wählerscheibe. Es meldet sich eine undeutlich genannte Firma. Kurt sagt seinen Namen. Da wird jene Stimme deutlicher, fragt, wie er denn hergefunden habe, wie es seiner Braut ginge, ob er schon wisse, wo er Mittagbrot essen werde. Es war die Ersehnte! Sie arbeitete bei einer Firma, die das Geschäftshaus jenes Kaufmanns übernommen hatte. Denn dieser Geschäftsfreund war mittlerweile der Ungunst der Zeit zum Opfer gefallen.

Es ist wahr, daß Kurt sich erst volle drei Tage später mit jenem Mädchen, seiner jetzigen Frau, verlobte. Aber man kann wohl der Meinung sein, daß er, bei Licht betrachtet, eigentlich schon in dem Augenblick so gut wie verheiratet war, in dem er den Hörer in der Bahnhofsfernsprechzelle in Stuttgart einhängte und die Anschrift des Mädchens in sein Notizbuch schrieb. Und was schließlich

diesen ganzen, freundlichen Zu-Fall anbetrifft, so wird er keiner Problemstellung bedürfen, obgleich auch er nicht an uns vorübergehen wird, ohne daß man sich an die immerwache, einmal säende, einmal vernichtende, einmal sinnvoll erscheinende, einmal mit Schicksalen und Menschenleben wie mit Fangbällen spielende, immer aber aus dunklen Hintergründen sekundenschnell zupackende Macht erinnert und sich irgendwie vor ihr verbeugt, vor jener Macht namens Zufall.

Es kommt dann schließlich weder auf die Namensbezeichnung an, die man den Erscheinungsformen des Zufalls gibt, noch darf man sich mit einer weltanschaulichen Einordnung begnügen. Man muß vielmehr versuchen, den Sinn des Zufalls zu erwischen. Dann erst mag jeder sich über die Frage entscheiden, was er von diesem Sinn zu halten hat. Auf keinen Fall aber kommt man um die Notwendigkeit herum, einmal über den Zufall nachzudenken. Mit jenem Ziele, das sich jeder selbst setzen muß!

— Ende. —

Greta Garbos Trauzeugen melden sich.

Das Ende eines Geheimnisses? — Auf der Hochzeitsreise.

Greta Garbo, die gefeiertste Filmschauspielerin der Welt, um deren Leben sich Legenden ranken wie um eine rätselhafte Sagengestalt, eine Frau, deren Wesen in Amerika unter den jungen Damen eine seelische „Mode" machte, reist von Kontinent zu Kontinent. Sie wird kaum gesehen und kaum gesprochen. Kein Fremder gelangt bis in ihre Nähe, kein Journalist kann sie interviewen, kein Pressephotograph ihr Bild auf der Platte festhalten, etwa wie sie an Bord ein Käsebrot ißt oder sich in Stockholm eine Zeitung kauft. Niemand weiß darüber zu berichten, ob sie Roosevelt für einen klugen Mann hält, was sie vom schwedischen Parlament denkt oder ob sie sich überhaupt mit politischen Vorgängen beschäftigt. Niemand nennt ihre Lieblingsspeisen, ihre Lieblingsfarben und ihre Lieblingshunde. Ein Star, wie er nicht im Buche, das heißt im Magazin, steht.

Jedermann kennt Greta Garbos Kunst. Niemand kennt Greta Garbo privat. Wer sie kennt, schweigt. Wer aber redet, kennt sie nicht, denn alles, was über diese Frau gesagt wurde, widersprach einander, und schließlich traf nichts zu. Hat Greta Garbo überhaupt ein Privatleben? Ist sie mehr als eine Darstellungsmaschine, hat sie für sich noch etwas Seele zurückbehalten oder hat sie der Leinewand auch ihren Geist und ihr Herz verschrieben, wie Chamissos Schlemihl seinen Schatten dem Teufel? Stille Wasser sind tief, sagen die einen, und sie wissen von tollen Liebesaffären zu erzählen, von heimlichen Bacchanalien und Selbstmördserien, von Kokain, Morphium und allen Lastern der Menschheit. Sie ist ein Engel, sagen die anderen, die Idealisten, seht die Verklärtheit ihrer Züge im Spiel, diese Augen und diesen reinen Mund! Eine Frau, schön, begehrt, reich, die 10 Jahre fast unbemannt bleibt, ist frigide, sagen die Derben und Mißgünstigen. Allen Zungen gaben die Reklamechefs der amerikanischen Produktions- und Verleihfirmen Nahrung. Bald hieß es, die Garbo trauere einer Jugendliebe nach, bald, sie stehe vor der Hochzeit mit einem Schwedenprinzen.

Immer wirrer wurden die Gerüchte über Greta Garbos Pläne. Kehrt sie nach Amerika zurück? Filmt sie in ihrem Heimatland Schweden? Filmt sie überhaupt nicht mehr? Heiratet sie in die schwedische Dynastie? Oder — unfaßbar — ist sie vielleicht seit Jahren schon vermählt?

Zwei amerikanische Geschäftsleute zerrissen den Schleier, der Greta Garbos Gestalt umwob. Ein Geschäftsführer einer amerikanischen Ölgesellschaft und sein Freund erklärten der Öffentlichkeit, daß sie in einem Badeort von Arizona Greta Garbo und den Regisseur ihres „Christine"-Films, Herrn Mamoulian, kennen gelernt hätten. Drei Tage nach der ersten Begegnung seien sie gebeten worden, Trauzeugen bei der heimlichen Vermählung der Beiden zu sein. Der eine hatte Greta Garbo den Trauring übergestreift. Niemand habe dabei sein dürfen, als die standesamtliche Trauung vollzogen wurde, und sie selbst hätten festes Schweigen versprechen müssen. Aber sie hätten es doch nicht für sich behalten können, und so sei von dem welterschütternden Ereignis Kenntnis in die Öffentlichkeit gekommen.

Greta Garbo wird in einigen Wochen in Amerika einen neuen Film beginnen. Wo sie sich aber augenblicklich mit Mamoulian aufhält, ist unbekannt. Infolgedessen konnten die amerikanischen Journalisten noch keine Bestätigung dieser Meldung erhalten. Sollte es sich um einen Scherz handeln? Amerika nimmt es nicht an, denn zwei amerikanische Kaufleute gelten als seriöse Zeugen. Als Gitta Alpar ihren Gustav Fröhlich heiratete, konnte keine Zeitung an der Propaganda für dies Ereignis vorübergehen. Als Richard Tauber sich mit Carlotta Vincenti verlobte, gab er einen Presseempfang, in dem er den Journalisten von seiner Liebe und seinem Glück erzählte. Bald, nachdem die letzten Zeitungsberichte gedruckt waren, ging die Ehe in die Brüche. Wünschen wir Greta Garbo, daß ihre Ehe, die in aller Heimlichkeit dem Rätselraten ein Ende setzt, glücklichere Gestalt annimmt als die des doppelten Kammersängers, der sich jetzt eine eigene Operette geschrieben hat. Wie beruhigend für alle Freunde der Filmkunst, zu wissen, daß Greta Garbo zwar eine schöne und eine begabte Frau, aber doch schließlich eine Frau ist, von der wir vielleicht eines Tages schreiben können: Greta Mamoulian, geborene Garbo, ist eines kräftigen Knaben genesen.



Bunte Chronik

Die schnelle Auskunft.

Onkel Fritz ist fanatischer Rätselfachmann. Neulich abends geht er noch ein Stündchen spazieren, als ihn eine offenbar erregte junge Dame anspricht:

„Verzeihen Sie, können Sie mir schnell sagen, wie spät es ist?"

Onkel Fritz legt ein paar pfiffige Falten in sein Gesicht und sagt:

„Passen Sie gut auf, mein Kind! Wenn es in vierzig Minuten um dreissig Minuten früher ist als es gestern um fünfzig Minuten später war, dann ist es fünf Minuten früher, als es morgen um dieselbe Zeit sein wird! Wie spät ist es jetzt?"

Kanibalen.

Ganz allein machte sich der kühne Gelehrte auf die Reise zur Erforschung der wilden innerafrikanischen Menschenrassen. Nur im Auto wollte er dieses Gebiet durchqueren. Und wie das öfter zu gehen pflegt, man sah und hörte nichts mehr von ihm. Er war verschollen. Ein halbes Jahr später brach die Rettungsexpedition auf. Unter unendlichen Strapazen folgte sie den Spuren des Gelehrten, doch er selbst blieb unauffindbar. Da gelang es endlich, einen Eingeborenen gefangen zu nehmen. Man forschte ihn aus. „Sag mal, wo ist der weiße Mann geblieben, der vor langen Monaten zu euch kam, habt ihr ihn aufgefressen?"

„Keine Spur," grinste der Kannibale, „wir haben ihn festgehalten, und er muß uns solange im Autofahren unterrichten, bis wir alle unsern Führerschein haben."



Lustige Ecke

Die Null.

„Weißt du, Pa, was dein zukünftiger Schwiegersohn im Klub behauptet hat? Du seiest die reinste Null im Hause."

„Die Null wird ihn recht teuer zu stehen kommen, denn die Null werde ich ihm hinten an der Mitgift abziehen."

In einem Nepplokal

rufen zwei Fremde den Oberkellner und fordern die Rechnung. Plötzlich meint der eine der Fremden ganz entrüstet: „Ja, was machen Sie eigentlich? Sie addieren ja das Datum hinzu." Worauf der Oberkellner ruhig und hoheitsvoll erwidert: „Selbstverständlich. Time is money."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.